

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Pierre Lagrange

Schatten der Provence

Ein neuer Fall für Albin Leclerc

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Das Bild mit der Ansicht von den Montagne de Sainte-Victoire wurde in eine große Holzkiste gepackt und war nach wenigen Minuten fertig zum Verschicken. Es gehörte zu den sehr wenigen Gemälden von Paul Cézanne, über die das Musée Granet in Aix-en-Provence verfügte. Eigentlich eine Schande. Der große Sohn der Stadt, und das Granet hatte nur die wenigen Gemälde, die ihm vom Louvre als Dauerleihgaben gegeben worden waren, dachte Jean Villeneuve. Und jetzt gingen sie noch auf die Reise – wiederum als Leihgaben, und zwar zur großen Cézanne-Ausstellung, die in Lyon vorbereitet wurde. Dabei galt das Museum, in dem er als Kurator arbeitete, als eines der reichsten in Frankreich und wäre zumindest wirtschaftlich nicht auf die acht exemplarischen Cézanne-»Almosen« aus Paris angewiesen gewesen, die es 1984 erhalten hatte. Das Granet lag mitten in der Stadt, wo es unmittelbar an die Kirche Saint-Jean-de-Malte grenzte und in einer ehemaligen Prieurei des Malteserordens untergebracht war. Es verfügte über eine umfangreiche archäologische Sammlung sowie viele Gemälde, zum Beispiel von Matisse, Léger, Ingres und weiteren namhaften Künstlern.

Villeneuve quittierte einige Papiere, die das auf hochwertige Kunsttransporte spezialisierte Unternehmen benötigte. Er war gerade vierzig Jahre alt geworden und hatte

den hellen Seersucker-Sommeranzug an, der stets wie seit drei Monate getragen aussah – selbst wenn er frisch aus der Reinigung kam. Er fuhr sich durch die tiefschwarzen, kräftigen Haare, die vermutlich ein Erbe seiner arabischen Vorfahren waren, und schob das schwarze Nerd-Brillengestell auf die Nasenspitze, um darüber hinwegzublicken. Auf kurze Distanz sah er ohne Brille besser, und für ein Gleitsicht-Modell fühlte er sich noch nicht alt genug.

Schließlich war er fertig mit dem Papierkram und folgte dem verpackten Cézanne, der von zwei Museumsassistenten zum Hinterausgang getragen wurde. Dort wartete ein weißer Transporter der Firma *Léonard* mit zwei Mann Besatzung. Während das letzte Gemälde verladen wurde, überzeugte sich Villeneuve von der akkuraten Lagerung der kostbaren Lieferung im Laderaum des Transporters. Immerhin ging es hier um eine Versicherungssumme von mehreren hundert Millionen Euro. Das Cézanne-Werk »Die Kartenspieler« war zum Beispiel eines der teuersten Gemälde der Welt und erst vor wenigen Jahren für zweihundertundfünfzig Millionen Euro versteigert worden, was einigen Aufschluss über den Wert der Bilder dieses Malers gab. Deswegen kamen für den Transport nur spezielle Expeditionen wie *Léonard* in Frage, mit denen das Museum schon seit Jahren zusammenarbeitete. Die Mitarbeiter waren speziell geschulte und bewaffnete Kräfte, die Fahrzeuge schwer gepanzert und mit allerneuesten Sicherheitssystemen ausgestattet. Die zu fahrenden Routen wurden erst kurzfristig nach einem Zufallsprinzip festgelegt.

Villeneuve sprang von der Ladefläche und atmete tief durch. Sein Herz schlug für die Kunst, aber im Moment schlug es Purzelbäume. Bei aller Routine: Es war schon

eine sehr besondere Situation, sich von solch exponierten Werken zu trennen, und sei es nur zeitweise.

Villeneuve verfolgte, wie die Hecktüren geschlossen wurden. Dann klopfte er gegen die Seitenwand des Transporters. »Alles klar«, sagte er. »Gute Fahrt.«

Er blieb so lange an der Lieferantenpforte stehen, bis der Wagen aus seinem Sichtfeld verschwunden war. Dann ging er wieder hinein, um sich darum zu kümmern, dass an den Plätzen der Cézannes für die Dauer der Entleihung Reproduktionen aufgehängt wurden. Die meisten Betrachter würden das wahrscheinlich nicht einmal merken.

Als der erste Platzhalter im Musée Granet an Ort und Stelle befestigt wurde, hatte der Transporter es gerade bis zum Krankenhaus an der Avenue Philippe Solari geschafft. Von dort aus gab es zwei direkte Routen, die nach Lyon führen würden: geradewegs über die Autobahn A7, oder man nahm die Bundesstraße über Grenoble, was allerdings ein ziemlicher Umweg war. Aber der Transporter von *Léonard* war kein normaler, weswegen er auch keine normale Route benutzte.

Der Fahrer hieß Roger, ein Mann im mittleren Alter. Er trug ein *Léonard*-Poloshirt, eine Sonnenbrille und hatte einen beachtlichen Schnurrbart. Sein Beifahrer hieß Gerard. Er war ähnlich gekleidet, breitschultrig und mit einer Glock 17 bewaffnet, die in einem Schulterholster steckte. Außerdem führte er einen Gurt mit sich, an dem Handschellen, Pfefferspray, eine Maglite, ein Elektroschocker sowie zwei Ersatzmagazine für die Glock befestigt waren. Die Ausrüstung lag im Fußraum, weil man damit unmöglich vier oder fünf Stunden lang sitzen konnte. Denn so lange würde es fraglos dauern, bis sie Lyon erreichten.

Das Navigationssystem im Wagen war an einen Zufalls-generator gekoppelt, der alle paar Minuten die Route neu zusammenstellte, die auch über Nebenstrecken, Dörfer und verschiedene Autobahnauf- und -abfahrten führen konnte. So genau wusste man das nie. Die Strecke wurde minütlich in der *Léonard*-Zentrale in Nîmes per GPS kontrolliert und an die Polizei gemeldet. Außerdem gab es ein abhörsicheres Funkgerät, über das alle dreißig Minuten ein Statusbericht abgegeben werden musste. Am Heck und an der Front des Fahrzeugs waren Kameras angebracht, die fortlaufend Bilder an die Zentrale sendeten, wo sie auf Festplatten aufgenommen wurden.

Faktisch war ein Kunsttransporter von *Léonard* eine fünf Tonnen schwere uneinnehmbare Festung und zudem mit Panzerglas ausgestattet, das einem Schnellfeuergewehrbeschuss aus nächster Nähe standhalten konnte. Die Reifen waren speziell gefertigt und quasi unzerstörbar. Das Fahrwerk war mit Stahlplatten verstärkt und hielt eine durchschnittliche Minenexplosion aus. Um den ebenfalls verstärkten, feuersicheren Aufbau des Wagens zu knacken, brauchte man schon einen Raketenwerfer. Roger nahm außerdem regelmäßig an Fahrtrainings teil und hatte die gleiche Ausbildung wie die Chauffeure von einflussreichen Staatsministern. Gerard hatte früher bei der Fremdenlegion gedient und später in einer Spezialeinheit der Polizei von Marseille, bevor er in die Privatbranche gewechselt war. Zudem gab es ein weiteres Zwei-Mann-Team mit identischer Ausbildung, das dem Transporter ininigem Abstand folgte und ein ziviles Fahrzeug verwendete, im heutigen Fall einen silbernen BMW mit rund dreihundert PS.

Das Navigationssystem führte den kleinen Konvoi zu-

nächst über Rognes und Lambesc bei Salon-de-Provence auf die A7, um den Gebirgszug des Luberon zu umfahren. Von der Autobahn bogen Roger und Gerard allerdings schon bei Avignon-Nord wieder ab und gelangten auf den Schnellweg Avignon-Carpentras. Bei Monteux lotste sie das Navi in Richtung Loriol du Comtat auf die D107, die hier Route de Loriol hieß. Schließlich ging es ab von der D107, und zwar auf den sehr schmalen Chemin de Talaud. Der Wagen passierte einige Gewächshäuser und bog kurz vor einem Geflügelhof auf eine noch schlechtere und schmalere Straße ab, weswegen Roger langsam fahren musste. Falls ein LKW im Gegenverkehr um die Ecke gerauscht kam, würde es sehr knapp werden, unfallfrei aneinander vorbeizukommen.

Roger fluchte am Steuer, aber er war Kummer mit dem dämlichen Zufallsgenerator gewohnt. Gerard beugte sich nach unten, um aus einer Tupperware-Dose im Fußraum einen Energieriegel zu nehmen. Als er sich wieder aufrichtete, sah er eine langgestreckte Kurve vor sich. Links und rechts wuchsen Pinien und Büsche am unbefestigten Straßenrand, neben dem zu beiden Seiten Entwässerungsgräben verliefen.

Gerard wollte gerade Rogers Beschwerde über das beschuerte Navigationssystem zustimmen, als das Fahrzeug vom heftigen Schlag einer ohrenbetäubenden Explosion erschüttert und mit solcher Wucht seitlich von etwas getroffen wurde, dass die Reifen vom Boden abhoben. Gerard und Roger flogen trotz der Sicherheitsgurte wie Puppen im Führerhaus herum. Der Transporter wurde wie durch einen unsichtbaren Boxhieb aus der Spur geschleudert. Mit den Reifen, die noch den Boden berührten, geriet er

in den Straßengraben. Roger verlor vollends die Kontrolle. Der Wagen ruckte und bockte. Dann kippte er auf die Seite und pflügte durch die Büsche, bis er mit der Front vor eine Pinie knallte und schließlich zischend und fauchend liegenblieb.

Einige Momente lang geschah überhaupt nichts. Schließlich schnallten sich Gerard und Roger ab und stellten fest, dass sie augenscheinlich unverletzt waren. Gerard griff nach seiner Waffe und lud sie durch. Roger fasste nach dem Funkgerät. Es war nicht einfach, aber Gerard gelang es, sich hinzustellen und halb auf dem Armaturenbrett, halb auf den Sitzen Fuß zu fassen. Er blickte in den großen Außenspiegel, in dem die Straße hinter dem Transporter zu sehen war. In seinem Kopf schwirrte es, und in seinen Ohren hatte sich ein Klingeln breitgemacht. Er blinzelte einige Male, damit sich seine Sicht klärte, während Roger panisch einen Notruf an die Zentrale absetzte. Ein weißer Rauchnebel hing über der Straße. Er war zu dünn, um von einer Nebelgranate zu stammen. Also musste ihn die Explosion verursacht haben.

Schließlich sah Gerard einige Männer auf die Straße laufen. Sie trugen dunkle Overalls und Masken mit Sehschlitzen sowie automatische Waffen. Zwei von ihnen zielten auf den silbernen BMW, der mitten auf der Straße stehen geblieben war. Ein dritter Mann kam aus dem Unterholz. Er trug etwas auf der Schulter, das er ebenfalls auf den Wagen gerichtet hielt. Es war unschwer zu erkennen, dass es sich um eine Panzerfaust handelte. Damit war klar, was den Transporter eben seitlich erwischt haben musste – zum Glück nicht voll, sonst wäre alles explodiert. Es war außerdem klar, dass die Sicherheitscrew im BMW keine Chance

hatte. Die Türen öffneten sich. Die Männer stiegen aus, hoben die Hände über den Kopf und knieten sich auf die Straße, um sich dann auf den Bauch zu legen.

Im nächsten Moment stürmten drei weitere Maskierte aus dem Busch und hielten auf den LKW zu. Zwei Männer mit automatischen Langwaffen. Ein Mann, der eine schwere Flex trug, verschwand hinter dem Heck des LKW. Eine Sekunde später erfüllte lautes, metallisches Kreischen die Luft, während die zwei Schützen sich um das Führerhaus aufstellten, die Schnellfeuergewehre im Anschlag.

Eine Glock 17 gegen zwei Schnellfeuergewehre. Denk erst gar nicht darüber nach, sagte sich Gerard.

Er schaute zu Roger, der ihn mit weit aufgerissenen Augen ansah und weiterhin panisch in das Funkgerät brüllte. In seinem Blick spiegelten sich Angst und Verwirrung wider, ungläubiges Entsetzen über das, was gerade um ihn herum geschah. Gerard ging es nicht anders. Doch der Profi in ihm sagte: Hier drin bist du sicher, solange du nicht den Helden spielst. Die Schützen waren weder an ihm noch an Roger interessiert. Sie wollten die Bilder, und hier, im Führerhaus des gepanzerten Wagens, konnte Gerard und Roger nichts geschehen. Es war ein kleiner Bunker. Die Türen und Seitenwände waren mit Stahl verstärkt. Die Scheiben konnten einem Beschuss standhalten – sicher nicht auf Dauer und aus kurzer Distanz, aber immerhin. Die Männer würden sich außerdem kaum die Mühe machen und die Zeit nehmen, Roger und Gerard zu zwingen, das auf der Seite liegende Fahrzeug zu verlassen. Zu umständlich, zu zeitraubend. Sie wollten lediglich sicherstellen, dass die Besatzung des Transporters ihnen nicht in die Quere kam, und Gerard hatte das auf gar keinen Fall vor.

Gerard blickte nach vorn durch die Windschutzscheibe. Wenige Meter davor standen die beiden Männer mit den Gewehren und Sturmhauben. Die Art, wie sie den Überfall angegangen waren, wie sie die Waffen hielten, welche sie benutzten ... Das waren keine Amateure, dachte Gerard, während sich das Kreischen der Flex zu einem ohrenbetäubenden Jaulen steigerte. Nein, die Männer kannten sich aus und waren ebensolche Profis wie er selbst. Also hob er die Hände an, um die Männer sehen zu lassen, dass er nichts plante. Er ließ die Glock in seiner Rechten demonstrativ fallen. Sie landete im Fußraum neben der Mittelkonsole.

»Bist du verrückt!?!«, herrschte Roger ihn an.

»Nein«, rief Gerard gegen den Lärm zurück. »Nur nicht lebensmüde!«

An Rogers Gesichtsausdruck war abzulesen, wie er innerhalb eines Augenblicks eins und eins zusammenzählte. Dann tat er es Roger gleich und ließ die Sprechmuschel vom Funkgerät fallen und zeigte den Schützen ebenfalls seine Hände.

Einen Moment später folgte ein lautes Krachen vom Heck. Das Kreischen der Flex hörte schlagartig auf. Rumpeln und Rufen folgte.

»Die kommen nicht weit«, hörte Gerard Roger reden, wendete den Blick aber nicht von den Räufern ab, die nach wie vor auf die Windschutzscheibe zielten. »Die Zentrale ist alarmiert. Die haben keine Chance. Was denken die, was sie mit den Bildern anfangen wollen? Wie haben die uns überhaupt gefunden? Die müssen uns überwacht haben. Gehackt. Aber die kommen nicht weit. Gott, die werden doch nicht schießen? Schießen die gleich? Die müssen doch wissen, dass sie ...«

»Schnauze«, raunte Gerard, während aufgeregte klingende Stimmen aus dem Funkgerät krächzten. »Die wissen ganz genau, was sie tun. Du und ich – wir sind ganz entspannt. Wir bewegen uns keinen Zentimeter und zeigen weiter unsere Handflächen. In spätestens fünf Minuten ist der Spuk vorbei, und niemandem wird etwas passieren.«